

RACHEL CUSK



IN TRANSIT

SUHRKAMP ROMAN

Gleichwohl hatte er mir einmal gestanden, sich in seiner Fantasie denselben sinnlosen Exzessen und Verwüstungen hinzugeben, die er so verachtete.

Ich sagte, dass sich die Stadt in meiner Abwesenheit anscheinend wenig verändert habe. Mir sei aufgefallen, dass meine Nachbarn, wenn sie morgens in tadelloser Aufmachung vor die Haustür traten, innehielten und sich lächelnd umsahen, gerade so, als sei ihnen ein lustiger Gedanke gekommen. Gerard musste lachen.

»Wenn man von so viel Selbstgefälligkeit umgeben ist«, sagte er, »wird man zwangsläufig selbstgefällig.«

Der größte Vorteil eines Umzugs, das wisse er jetzt, sei die Chance auf Veränderung. Aber wahrscheinlich fürchte er genau das: an einem neuen Ort anzugelangen und zu merken, dass man sich unterwegs verloren hat. Diane, sagte er, sei Kanadierin; sie schien es kein bisschen zu stören, auf einem fernen Kontinent zu leben. Ganz im Gegenteil, sie sei der Ansicht, sich durch den Umzug ans andere Ende der Welt einen Haufen lähmender Probleme erspart zu haben, hauptsächlich die Auseinandersetzung mit ihrer Mutter. Aber das Leben in London habe, wie er zugeben müsse, etwas Unentrinnbares, als sei sein Schicksal hier festgeschrieben; seiner Beobachtung nach fühlten sich die meisten durch ihre Herkunft weniger beeinträchtigt als er selbst. Zwei Jahre lang hatte er mit Diane in Toronto gelebt, und obwohl er dort frei gewesen war – genauer gesagt von einer erdrückenden Last befreit –, siegten am Ende seine Schuldgefühle. Nach Claras Geburt spitzte das Dilemma sich zu: Unvorstellbarer als der Gedanke, Clara könnte eine Kindheit wie die seine erleben, war nur die Vorstellung, sie könnte ihr Leben in Unkenntnis von allem verbringen, was für Gerard die Wirklichkeit ausmachte.

Ich fragte ihn, warum er für ein Gefühl, das die meisten Menschen Heimweh nennen würden und das in jedem Fall nicht mehr bezeichnete als die Abwesenheit der vertrauten Umgebung, den Begriff Schuld gebrauchte.

»Es fühlte sich falsch an, eine Entscheidung zu treffen«, sagte Gerard. »Es fühlte sich falsch an, ein ganzes Leben auf eine einzige Entscheidung zu gründen.«

Diane hatte er zufällig kennengelernt, in einer Kinoschlange. Er war nach Toronto gezogen, weil ihm der dortige Fachbereich Filmwissenschaften ein sechsmonatiges Forschungsstipendium bewilligt hatte. Er hatte sich mit der absoluten Gewissheit beworben, es nicht zu bekommen, und dann war er plötzlich weit weg von zu Hause und stand bei minus zwanzig Grad an, um sich mit einem Lieblingsfilm zu trösten, *Die Nacht der lebenden Toten*. Wie sich herausstellte, war Diane ebenfalls ein Horror-Fan. Sie arbeitete bei der CBC, manchmal bis in den späten Abend. Die beiden trafen sich im Laufe der nächsten Wochen ein paar Mal, aber dann verreiste die Frau, die sonst mit Dianes Hund spazieren ging, einem lebhaften Riesenpudel namens Trixie. Der Hund bereitete

Diane schon genug Sorgen; sie hing in einem besonders stressigen Projekt fest, musste frühmorgens aus dem Haus und kehrte abends erst spät zurück, so dass Trixies einstündiger Spaziergang mit der Hundesitterin ohnehin schon nicht ausreichte. Diane, eine überzeugte Tierfreundin, nahm Trixies traurige Lage sehr ernst. Nun stand sie vor der Entscheidung, Trixie abzugeben, »was für Diane«, sagte Gerard, »so war, als müsste sie ihr eigenes Kind abgeben«.

Obwohl Gerard Diane damals kaum kannte und von Hunden praktisch keine Ahnung hatte, bot er ihr seine Hilfe an. Er unterrichtete ein Abendseminar am College und konnte sich den Tag mehr oder weniger frei einteilen. Er plante, am Semesterende nach London zurückzukehren, aber bis dahin wäre er bereit, täglich zu Dianes Wohnung zu fahren, Trixie an die Leine zu nehmen und den tollenden, widerspenstigen Hund in den Park zu führen.

Anfangs machte das Tier ihn nervös – es war groß und starrsinnig und konnte sich nicht mitteilen –, aber nach einer Weile genoss er die Spaziergänge, die ihn durch ganz neue Gegenden von Toronto führten und darüber hinaus seine Alltagsgestaltung vereinfachten. Nur manchmal, wenn er mit dem großen Hund durch die fremde Stadt lief, fragte er sich, wie um alles in der Welt er hier gelandet war. Nach der ersten Woche hatte sich eine gewisse Routine eingespielt, zumindest fand er Trixie nicht mehr so bedrohlich, wenn er die Wohnungstür aufschloss und sie ihm knurrend entgegensprang. Sie folgte ihm mehr oder weniger freiwillig hinaus und trottete mit hoch erhobenem Kopf neben ihm her, und irgendwann merkte er, dass auch er eine stolzere Haltung annahm, wenn das stumme Tier an seiner Seite war. Diane bekam er kaum zu Gesicht, doch mit Trixie wurde er immer vertrauter, und eines Tages meinte er sie nicht unbedingt anleinen zu müssen. In der Tat schien sie die Leine als Kränkung zu empfinden; so diszipliniert und selbstbeherrscht, wie sie war, würde sie ohnehin bei Fuß laufen. Ohne weiter zu überlegen, beugte er sich hinunter und machte sie los, und im nächsten Moment war Trixie weg. Gerard stand an einer vielbefahrenen Kreuzung der Richmond Avenue und erhaschte einen letzten Blick auf sie, wie sie als brauner Pfeil durchs Getümmel schoss, und dann war sie verschwunden.

Es sei seltsam gewesen, sagte er, aber als er da auf dem Gehsteig stand, die Leine in seiner Hand baumelte und die grauen Häuserschluchten von Toronto sich in alle Richtungen erstreckten, habe er sich zum ersten Mal heimisch gefühlt. Völlig unbeabsichtigt eine unwiderrufliche Veränderung verschuldet zu haben und durch brutales Versagen auf unbekanntes Terrain geraten zu sein, war das vertrauteste aller Gefühle. Sein Unvermögen hatte einen Verlust verursacht, und Verlust war die Schwelle zur Freiheit, eine unangenehme, peinliche Schwelle, die einzige, die zu überschreiten ihm

je gelungen war; normalerweise, sagte er, schoben ihn die Ereignisse hinüber. Er war in Dianas Wohnung zurückgekehrt und hatte dort gewartet, mit der Leine in der Hand, bis es in den Zimmern dunkler wurde und Diane nach Hause kam. Sie wusste sofort, was passiert war. Es klinge seltsam, sagte Gerard, aber die Beziehung habe in jenem Augenblick angefangen. Er hatte zerstört, was Diane das Liebste war, sie wiederum hatte ihn durch zu hohe Erwartungen dem Scheitern ausgesetzt. Ganz unabsichtlich hatten sie einander an ihren empfindlichsten Stellen verletzt, und über diese schreckliche Abkürzung waren sie an dem Punkt angelangt, wo ihre Beziehungen normalerweise endeten.

»Diane kann die Geschichte besser erzählen als ich«, ergänzte er lächelnd.

Inzwischen standen wir in dem kleinen Park, der eine Phalanx aus Wohnstraßen durchschnitt und von den Anwohnern als Abkürzung zur U-Bahn-Station genutzt wurde. Um diese Zeit war er fast leer. Auf dem abgezaunten Spielplatz schauten ein paar Mütter entweder den Kleinkindern beim Herumklettern auf den Geräten zu oder in ihr Handy.

Sie hätten noch achtzehn Monate in Toronto gewohnt, sagte Gerard, in der Zeit sei auch Clara zur Welt gekommen. In Toronto hatten sie sich nicht die kleinste Immobilie leisten können, wogegen eine Londoner Wohnung, wie Gerard sie vor Jahren für eine bescheidene Summe erworben hatte und immer noch besaß, mehrere hunderttausend Pfund wert war. Außerdem sollte Clara mit Verwandten aufwachsen; nach Dianas Dafürhalten war eine komplett unbeschädigte Kindheit geradezu geschmacklos.

»Dianas Familie ist ziemlich kaputt«, erklärte er. »Im Vergleich dazu ist meine bloß Training fürs Immunsystem.«

Als Clara drei Monate alt war, zogen sie nach London um. Das Kind würde keine Erinnerung an die bleiche, unwirtliche Stadt seiner Geburt haben oder an den großen, launischen See, an dessen windigem Ufer Gerard so oft spazieren gegangen war, den Tragesack vor dem Bauch; und auch nicht an das malerische, mit Holzschindeln verkleidete Haus am Bahndamm, wo Gerard und Diane inmitten einer Kolonie aus Künstlern, Musikern und Schriftstellern gelebt hatten. Im Erdgeschoss des Hauses hatte sich früher ein Laden mit Schaufensterfront befunden, so dass man von der Straße ins Wohnzimmer blicken und den Bewohnern beim Leben zuschauen konnte. Manchmal war Gerard nach Hause gekommen und erstaunt vor dem Fenster stehen geblieben, besonders abends, wenn alle Lampen brannten und das Wohnzimmer ausgeleuchtet war wie eine Bühne. Er bestaunte das menschliche Stillleben, Szenen von Liebe und Streit, von Einsamkeit, Hektik, Freundschaft, mitunter auch Langeweile und Entfremdung. Er kannte die Schauspieler, und sobald er das Haus betrat, war er einer von ihnen, aber oft blieb er draußen stehen und schaute gebannt zu. Im Grunde handelte es sich, wie er genau

wusste, um eine künstlerische Pose; aber dennoch, es war ein Sinnbild für Toronto und sein Leben dort und ließ einen entscheidenden Unterschied zu seiner Heimatstadt hervortreten, den er anders nicht zu fassen bekam. Wenn er ihn beschreiben müsse, falle ihm höchstens das Wort »Unschuld« ein.

»Ich glaube«, sagte er, »so was wäre in London undenkbar, keiner meiner Bekannten könnte so leben. Die Ironie wäre zu groß. Hier braucht man nicht zu posieren – das Leben ist ohnehin schon eine Imitation seiner selbst.«

Diane und er waren trotzdem zurückgekehrt, und obwohl der alles durchdringende Scharfsinn manchmal recht ermüdend sei – »sogar der Pub ist ironisch«, sagte er, als wir uns auf ein ehemals schäbiges Gebäude zubewegten, das jetzt eine frisch sanierte Anspielung auf die eigene, nichtexistente Geschichte war –, wirke die Beständigkeit wie ein kräftiger Rückenwind. Er und Diane lebten in bemerkenswert stabilen Verhältnissen, was ein ziemliches Wunder sei, wenn man bedenke, wozu sie beide fähig wären. Rein äußerlich hatten seine Eckdaten sich seit unserer Trennung nicht verändert: Er lebte in derselben Wohnung, traf dieselben Freunde, suchte an denselben Tagen dieselben Orte auf; teilweise trug er sogar noch die Kleidung von damals. Neu war, dass er jetzt mit Clara und Diane zusammenlebte, die eine Art Publikum bildeten; anders hätte er in London nicht weitermachen können. Seine Zeit in Toronto, das wurde ihm immer klarer, bildete die Basis seiner Beständigkeit, denn erst auf seinem Streifzug in die Fremde hatte er die Kraft zum Aufbau einer Existenz gesammelt. Er finde den Gedanken, dass Stabilität ein Abfallprodukt des Risikos war, sehr interessant; vielleicht setze der Verfall erst dann ein, wenn die Menschen mit aller Macht am Gewohnten festhielten.

»In gewisser Hinsicht wohnen wir immer noch in einem Schaufenster«, sagte er. »Es ist bloß eine Vorstellung, aber irgendwie auch wirklich.«

Ich erzählte ihm, dass mir und den Kindern, als wir im Sommer nach London gezogen waren, alles so fremd erschienen sei, dass mein ältester Sohn einmal meinte, er habe das Gefühl, in einem Theaterstück mitzuspielen. Die anderen sagten ihren Text auf, er seinen. Alles, was er erlebte, und alle Orte, an die er kam, fühlten sich irgendwie unwirklich an, wie nach Drehbuch in einer Kulisse aufgeführt. Die Kinder besuchten eine neue Schule, wo ihnen mehr Selbständigkeit abverlangt wurde. In unserem alten Leben hatten sie sich in allem auf mich verlassen, doch hier warfen sie beide ihre Trägheit ab und fingen zu meinem Erstaunen an, ihren Alltag selbst zu organisieren. Über unser altes Leben sprachen wir fast nie, so dass uns auch das bald unwirklich erschien. Direkt nach dem Umzug, sagte ich zu Gerard, seien wir abends in unserem Viertel spazieren gegangen und hätten uns umgesehen wie Touristen. Anfangs hielten meine Söhne sich bei diesen Runden verstoßen an mir fest, später ließen sie los und steckten die Hände in die

Hosentaschen. Nach einer Weile wollten sie gar nicht mehr spazieren gehen, angeblich hatten sie zu viele Hausaufgaben auf. Sie verschlangen ihr Abendessen und zogen sich dann in ihre Zimmer zurück. In der grauen Morgendämmerung verließen sie das Haus und eilten auf dem zugemüllten Gehweg davon, während ihre schweren Schulrucksäcke auf ihrem Rücken auf und ab sprangen. Meine Freunde, sagte ich, hätten die Veränderung begrüßt, offenbar hatten sie sie für überfällig gehalten. Alle versicherten mir, wie schön es sei, dass ich wieder auf die Beine komme, bis ich mich irgendwann fragen musste, ob ich denn wirklich so bemitleidenswert wäre; ob ich nicht vielleicht eine bestimmte Angst oder Furcht meiner Bekannten verkörperte, an die sie lieber nicht erinnert werden wollten.

»Ich dachte, du hättest immer nur Glück gehabt«, sagte Gerard langsam. »Ich dachte, du führst das perfekte Leben. Als du mich verlassen hast«, fügte er hinzu, »hat mich die Vorstellung traurig gemacht, dass du deine Liebe einem anderen schenken wirst, wo du doch genauso gut mich hättest lieben können. Aber dir war nicht egal, wen du liebst.«

Da erinnerte ich mich wieder an Gerards unvernünftige, kindische Art, an seine Sprunghaftigkeit und seinen gelegentlichen Exhibitionismus. Ich sagte ihm, meiner Ansicht nach funktionierten die meisten Ehen so, wie man es von einer Geschichte erwarten würde: Man müsse sich einfach auf eine Fiktion einlassen. Es sei nicht Perfektion, die zwei Menschen zusammenhalte, sondern die Verleugnung gewisser Wirklichkeiten. Mir sei durchaus klar, dass Gerard damals eine dieser Wirklichkeiten gewesen sei. Ich hätte seine Gefühle mit Füßen treten müssen, weil die Konstruktion meiner Ehegeschichte davon abhing. Wenn ich heute, sagte ich, an jene Zeit denke, würden ausgerechnet die Dinge, die ich zurückgelassen beziehungsweise dem Narrativ zuliebe ignoriert und verdrängt hatte, am schwersten wiegen. Und wie die ausrangierten Gegenstände in seiner Wohnung veränderten diese Dinge im Laufe der Jahre immer wieder ihre Bedeutung und wurden bisweilen unerträglich. Meine Gleichgültigkeit seinem Leid gegenüber beispielsweise, das mich damals kaum interessiert habe, erscheine mir aus heutiger Sicht geradezu kriminell. Was ich in meinem Streben nach einer neuen Zukunft über Bord geworfen habe, entwickle sich nun, da diese Zukunft selbst über Bord gegangen sei, zu einem Vorwurf; manchmal fürchte ich sogar, in direktem Verhältnis zu dem, was ich damals nicht hatte wahrnehmen oder einschätzen können, bestraft zu werden. Vielleicht könne man nie genau wissen, was man behalten und was man zerstören sollte.

Gerard war stehen geblieben und hörte mir mit einem Ausdruck wachsenden Staunens zu.

»Aber ich habe dir verziehen«, sagte er, »das stand doch in dem Brief.«